

Hohenstein-Gruftthaler Tageblatt

Amstblatt.

Nr. 214.

Sonntag, den 13. September 1908.

1. Beilage.

Herbstfrühen.

Von Dr. med. F. Walter.

(Nachdruck verboten.)

Der Schwarm der Ferienausflügler ist nunmehr wieder heimgekehrt. Der Sommer schwand. Jetzt läßt es sich wieder ausschalten in den Straßen der Stadt, die in der Blüt des Hochsommers eine schier unerträglich Hitze entwickelten. Und doch — schöner ist es immerhin draußen.

Nur daß sich die Menschheit, der Macht der Gewohnheit folgend, im Herbst nicht hinaustraut in die Natur. Im Herbst reisen? Offenbarer Unsinn! Dazu ist doch der Sommer da! Trotzdem gilt der Herbst mit Recht bei vielen für die schönste Jahreszeit, und langsam beginnt sich auch die Ansicht Bahn zu brechen, daß Herbstreifen mancherlei Vorzüge vor Sommerreifen haben. Nicht nur den der Billigkeit!

Der Gedanke der Herbstfrühen ist nicht neu. Ich erinnere mich da an ein Schriftchen von Dr. Adams, das sich in eingehender Weise mit der Reise im Herbst beschäftigt. Nach ihm bilden der Monat September und die erste Hälfte des Oktober die wahre Reisezeit. Das gleichmäßigere Wetter des Herbstes regt durch seine größere Kühle zu ausgedehnteren Fußwanderungen an und gewährt eine Erfrischung und Kräftigung des Körpers und des Geistes, eine Vorbeugung vor künftigen Krankwerden wie kein anderes Hilfsmittel. Die Fußwanderung droht beinahe der Vergeßlichkeit anheimzufallen, wenn nicht alljährlich wenigstens eine Herbstreise dazu auffordert. Es ist so erfrischend, bei schöner Herbstbeleuchtung in die klare Ferne zu blicken und in der buntgefarbten Landschaft sich zu ergehen. Die Länge des Tages beträgt im September 13½—12 Stunden. Im Oktober hat der Tag noch 11½—10 Stunden; er verkürzt sich im November auf 9½—8½ Stunden. Mit Sonnenaufgang verläßt man das Zimmer und benutze den ganzen Vormittag zu einem Ausfluge, oder man dehne denselben bald auf den ganzen Tag aus, fahre aber, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hause ist. Dann mahnt der Appetit zu frühem Abendbrot, und in dem tagsüber wohlgekösteten Zimmer gibt man sich nach dem Tagesstrapsen abends und in der Nacht einer erquickenden 10—12stündigen Ruhe hin. Neu erfrischt begrüßt man am andern Tage die erfrischende Morgenluft und beginnt sein Tagewerk: „das Wandern“ von neuem.

Ganz wesentlich milder stellt sich das Klima im Herbst und Winter dort dar, wo ein durch hohe Bergzüge geschütztes Höhenland zugleich nach einer Seite offen ist und zwar nach der tiefer liegenden Ebene zu. Dann streicht nämlich dauernd, wie der tagtägliche Beweis ergibt, die kühlere, schwerere und darum sich senkende Luft langsam und unmerklich nach dem tieferen Flachlande ab, und die Temperatur hält sich erwiefernmaßen in einem solchen Höhenlande konstant um mehrere Grade höher.

Ein solches Klima ist naturgemäß für abgepannte und erholungsbedürftige Menschen hervorragend wertvoll und jedenfalls viel bequämlicher,

als die in der Hochsaison in den verschiedenen Bädern oft sehr erhebliche Hitze. Von diesem Gesichtspunkte aus haben sich auch bereits Beard, der für Nervenschwäche kurze Erholungsreisen auf das Land im Herbst mit ruhiger Lebensweise und Zurückhaltung von allen Geschäften empfiehlt, sowie Dr. von Krafft-Ebing mehrfach für die Herbstfrühe ausgesprochen.

Ueberhaupt sind wir Aerzte uns seit langem darüber einig, daß die Herbstluft, namentlich in Höhenländern, außerordentlich günstig auf erholungsbedürftige Menschen einwirkt. Besonders gibt der Herbsturlaub bei Entwicklungschlorose mit vorübergehenden Amenorrhöen unter kräftiger Ernährung, Bädern, Bergsteigen, aktiver und passiver Gymnastik die besten Resultate. Die Herbstluft regt zu Leibesübungen an und empfiehlt sich auch schon deshalb allen Nerveneleidenden, auf welche die größere Ruhe und Isolierung einen äußerst wohltuenden Einfluß haben muß.

Professor Neclan spricht sich ebenfalls für die Herbstfrühe aus. „Die Reiseumonate werden bestimmt teils durch die Mode, teils durch den äußeren Zwang. Die vornehme Welt tritt gewöhnlich schon im Mai ihre Wallfahrt nach Italien an. Die Neulinge sind meist sehr eräutet, wenn sie in Neapel oder Genua den Frühling gelegentlich ebenso fühlt und regnerisch finden, wie er bei uns ist, und dort mehr frieren, als sie bei uns gefroren haben würden. — Im Juni sind die menschlichen Zugvögel am seltensten; der Juni ist aber für das Gebiet des Deutschen Reiches bei gutem Wetter der eigentliche Wonnemonat. — Im Juli beginnt die Völkerverwanderung. Er ist der Monat der Schulferien. Wer es irgend vermag, benutzt sie. Sommerfrühen und Bäder sind überflüssig. Wer für einen anderen Monat Zeit zum Reisen gewinnt, der wähle sich den Herbst.“

Diejenigen, denen also der Sommer keinen Urlaub brachte, oder deren Finanzen eine Vabereise in der Saison nicht gestatteten, brauchen deshalb nicht unglücklich zu sein. Sie mögen mit H. Voss hinaus wandern in die sterbende Welt und des Dichters Verse aus dem „Spaziergang im Herbst“ wohl erwägen:

O geh am sanften Scheidestage des Jahres zu guter Letzt hinaus

Und nimm ihn Sommertag und trage den letzten schwer gefundenen Strauß!
Wald steigt Gewölk und schwarz dahinter der Sturm und sein Genos, der Winter, und hüllt in Flocken Feld und Haus.
Ein weiser Mann, ihr Lieben, haschet die Freuden im Vorüberfliehn!
Natur, wie schön in jedem Kleide, auch noch im Sterbekleide, bist du!

Blumentod — Herbstesleid.

Von Maria Stein.

(Nachdruck verboten.)

„Auf leisen Sohlen über Nacht“ — war der Herbst gekommen. Er küßte mit seinen kalten Lip-

pen die zarten Rosenknospen, die noch von dem heißen Kusse des Sommers glühten.

Erstochen erwachten sie aus ihrem Liebestraume, regten die Köpfe und wehrten sich, — doch der Herbst legte. Zimmer tiefer neigten sie ihre Säugler, dunkler wurden ihre Lippen, matt und kraftlos — ein süßer Hauch entfloß noch ihren Wulsten, dann fiel ein Blatt nach dem anderen — Blumentod — Herbstesleid.

Am frühen Morgen trat aus der Villa „Frieden“, Carmen, die Tochter des reichen Bankiers v. Stern, in den herbstlichen Garten. Anmutig, leicht schwebend war ihr Gang. Das blühende Menschenkind war fast Pflanze selbst.

Ihr erster Blick galt ihren Lieblingsrosen. „O weh, was hat man euch getan,“ klagte sie. Liebstod glitt ihre weiße Rechte über die leblosen Köpfe und schlief fielen sie wieder zurück in ihre alte Lage.

„Es ist Herbst, — auch in mir!“ — Leise flüsterte das junge, verwöhnte Kind des Hauses diese Worte. Ein Schauer durchrieselte den feinen, schlanken Körper und eine Träne perlte aus ihren blauen Augen auf die Wäste.

Langsam wandte sich Carmen um und lenkte ihre Schritte zur Villa.

Am Kaffeetisch saßen Herr und Frau v. Stern, die ihren Sonnenschein, das einzige Unterpfand ihrer Liebe, mit liebendem Elternblick empfingen.

„Guten Morgen,“ rief Carmen mit melodischer Stimme ihren Eltern zu, und mit einem leichten Reigen des Körpers küßte sie Vater und Mutter die Hand. Mit nervöser Hast ließ sie sich auf ihren Stuhl nieder.

„Unser Liebling hat wohl nicht gut geruht?“ fragte in ängstlichem Ton ihr Vater.

„Verzeihen Sie, ich danke, gut! Aber mit einem leichten Kopfschmerz bin ich erwacht!“

„Hast Du Dich, mein Kind, vielleicht bei Tante Emma im Garten erkältet?“ forschte die sorgende Mutter.

„Morgens nicht, liebe Eltern, ich bin ganz gesund, nur läßt mir etwas Ruhe und es wird alles wieder gut!“

Mit diesen Worten stand Carmen nach einem kleinen Morgenimbiss auf und verließ das Zimmer.

„Nur allein, — allein, ich ertrag es nicht, vor meinen lieben Eltern noch länger Komödie zu spielen,“ sprach Carmen halblaut zu sich, als sie die teppichbelegten Treppen zu ihrem Zimmer bestieg. In ihrem Zimmer schob sie den Kiebel vor, laut ausschlagend fiel sie vor ihrem Bett in die Knie und vergab das Gesicht in die Kissen.

Ein leises Weinen durchzitterte das traurig eingerichtete Mädchenzimmer und heiß begehrend entrang sich der jungen Brust nur immer das eine Wort: „Toto!“ — Wie ein sehnsüchtiger Gesang aus höheren Welten, wehmütig und märchenhaft klang das Lied der Erinnerung an ihre Liebe durch ihre Seele.

Als Carmen bei ihrer Tante Emma, bei einem Gartenfest den schmucken Seeoffizier, Otto v. Boden kennen lernte, erwachte in ihr bald heiße Liebe zu ihm. So wie er sie, so hatte sie ihn be-

rückt und jetzt — schaudernd barg sie ihr Gesicht in die bebenden Hände, und noch einmal durchlebte sie im Geiste ihren Liebestraum.

Die Dunkelstunde war hereingebrochen. Unzählige Lämpchen erstrahlten in buntem Farbenspiel und lustig klangen Klavieren mit leuchtenden Riegeln, rot und grün zum Himmel.

Fern dem prächtigen Bilde fanden in einer Seitenallee umschlungen Carmen und Otto.

„Süßes Lieb, ich bin ganz toll vor Glück.“ Innig blickte er ihr in die Augen und zog sie in den nahen Pavillon.

Glücklich schaute Carmen zu ihrem Gotte auf und bebend flüsterte sie: „Dein auf ewig!“

Auffachzend drückte Amor seine Pflöcke an sich. Heiße Küsse brannten ihr auf den Augen, auf den Lippen, ein nie zuvor gekanntes, süßes Gefühl durchrieselte Carmen.

„Liebster, laß uns gehen, wir werden sonst vermißt,“ flüsterte sie leise.

„Ja, Schatzel, wir gehen,“ und Otto küßte dabei die heißen Mädchenlippen.

Noch einmal riß er Carmen ungestüm an sich und sagte: „Lebe wohl, morgen sehen wir uns um 6 Uhr hier wieder; ich komme ungeschrien über den Zaun!“

Des anderen Tages ging Carmen nach Tisch allein in den prächtigen Garten, der sich rings herum um die Villa „Frieden“ hinzog.

Vom blauen Himmel lachte die Sonne. Ihre Goldstrahlen küßten über die Wege, wiegen sich auf den schaukelnden Ästern der Bäume und Sträucher und spielten lieblosend mit dem goldgelockten Haar. Wie wohl war es Carmen ums Herz. „Er ist dein!“ jubelte es laut in ihr, und schmüchlich breitete sie die Arme aus, um den entfernten Geliebten zu umfassen. Endlich blieb Carmen vor einer weinmürren Laube stehen und setzte sich vor dieselbe in einen bequemen Gartenstuhl.

Still war es um sie her. Nur hin und wieder flog ein munteres, zwitscherndes Vögelchen, ein bunter Schmetterling über die schön gepflegten Teppichbeete.

„Hier ist gut träumen von dir, mein Otto!“ Ja bald, bald lag sie wieder in seinen Armen, küßte seine Knie.

Leise, schmüchlich, geheimnisvoll rauschte es durch die Bäume. Leise, schmüchlich, geheimnisvoll umspannte sie ein zarter Traum, und sie war — bei ihm.

Schon küßte sie seine heißen Lippen, und ein Leben ging durch ihre lieblosen Glieder. Sie stand vor einem Meer voll Seligkeit — immer melodischer, immer laoder sangen die Wellen der Seligkeit, und von ihnen getragen strahlte sein Bild ihr entgegen — da nahmen die schmettelnden Fluten sie auf.

Gedanke auf Gedanke häuften sich und verwirrte ganz den Blutkopf. Ihr achtzehnjähriges Herz kannte doch keinen Stummer, keine Sorge, und ihre Romanhelden, die freiten bis jetzt alle ihre Angebeteten. Na, so mußte es auch bei ihr sein, und die Eltern werden recht glücklich sein, ihren Sonnenschein glücklich zu wissen.

O, herrlich ist das Leben, die Liebe! — Nun

Sonnenleuchten.

Roman von Erich Friesen.

26. Forts. und Schluß. Nachdr. verboten.

Nur hinein, hinein ins Boot! Vergebens kommandiert der Kapitän: „Frauen und Kinder zuerst!“

Das erste Rettungsboot stößt ab. Es enthält nur Männer. Die rote Krast hat den Sieg davon getragen.

Jetzt steht Orlando ganz vorn. Jeder seiner Arme umschließt eine der zitternden Frauen. „Ich habe die Pferde losgebunden, Signore!“ brüllt Pietros Stimme von hinten zu Orlando hinüber. „Sie kriechen fast vor Angst.“

Orlando hört nicht auf seinen Stallmied. Was kümmern ihn jetzt die Pferde! Jetzt, da es gilt, das Leben der beiden Frauen zu retten! Immer mehr sinkt das Schiff. Ein Teil des Deckes ist bereits unter Wasser.

„Hinein, hinein ins zweite Boot!“ Sofort ist es erfüllt.

„Noch einer!“ kommandiert der leitende Offizier.

Mit geschicktem Wurf schleudert Orlando die fast ohnmächtige Frau San Martino hinunter. „Woh!“

Umsonst steht und schreit die arme Mutter drunten im Boot, die Arme nach ihrer Tochter ausstreckend.

Das Boot stößt ab.

Dicht aneinandergeschmiegt stehen Orlando und Mirra.

Eine merkwürdige Ruhe ist über sie gekommen. Ohne ein Wort zu sprechen, empfinden beide nur das eine:

„Wir sterben zusammen.“

Da — eine mächtige Stursee —

Ein Schrei des Entsetzens — — —

Eine Masse Menschen ist über Bord gefegt. Unter ihnen Orlando und Mirra.

Orlando fällt, wie ihm das Wasser an die Kehle dringt. Er ist ein geübter Schwimmer und gebraucht mit ganzer Kraft Arme und Beine, um sich aus dem Bereich des sinkenden Schiffes zu bringen.

Doch wo ist Mirra?

Ein Todesangst rufst er ihren Namen.

Ein halberstirter Laut als Antwort.

Sie ist dicht neben ihm. Der Selbsterhaltungstrieb gab ihr Kraft, ihm nachzuschwimmen.

„Halte Dich an mir fest, Mirra! Ganz fest!“

„Ja.“

„Nicht loslassen, was auch kommen mag!“

Hörst Du?“

„Ja.“

So vereint, werden die beiden von den Wogen davongetragen, während hinter ihnen verzweifelnde Menschen mit dem Tode kämpfen und das Schiff immer tiefer sinkt.

Schon seit lange erklingen von dem sinkenden „Re Umberto“ her Notsignale, steigen prasselnd Klavieren in die Luft, um Schiffe, die vielleicht in der Nähe, aufmerksam zu machen.

In seiner ganzen Pracht steht der Mond am dunklen Firmament. Zahl beleuchtet er die graustige Szenerie.

Orlando fühlt, wie Mirras Körper schwerer und schwerer wird. Die Kräfte scheinen sie zu verlassen.

Mit fast übermenschlicher Anstrengung arbeitet er. Nirgends ein Schimmer von Rettung.

„Daß mich los! Rette Dich, Orlando!“ röhnt Mirra erschöpft.

„Nein. Ich lebe mit Dir und sterbe mit Dir!“

Und nochmals nimmt er einen verzweifelten Anlauf, das teure Leben zu retten.

Ein wahnsinniges Verlangen zu leben, noch einmal die Freuden dieser Erde zu kosten, vereint zu sein mit ihr, die seine einzige wahre Liebe, erfährt ihn und gibt seinen Armen für kurze Zeit Miesenkraft.

Dann — ein dumpfes Gefühl im Hinterkopf. Vor den Augen Nebelschleier. Der ganze Körper wie erschläft wie abgestorben.

Fast willenlos überläßt Orlando sich und die fest an ihm hängende Geliebte nun den Wellen.

Da hört er plötzlich neben sich heftiges Schnaufen.

Ein dunkler Körper treibt ihm entgegen.

Er versucht den Kopf zu heben.

Ein Pferd kämpft wildend mit den Wogen.

„Pluto!“ schreit Orlando. „Pluto!“

Das Pferd spitzt die Ohren.

Leises Wiehern als Antwort.

Die beiden streben einander entgegen — das Pferd und sein Herr, beide von frischem Mute befeuert.

Jetzt greift Orlando hinein in die lange Mähne des Tieres.

Pluto, berührt durch die Nähe seines Herrn, hört auf, wie rasend um sich zu schlagen. Ruhig schwimmt er dahin.

Und mit ihm Orlando, die ohnmächtige Mirra im Arm.

Wie lange — Orlando weiß es nicht. . .

Er weiß nur, daß plötzlich Stimmen an sein Ohr dringen; daß eine feste Sand ihm Mirra entzogen wird.

„Pluto!“ ruft er halb bewußlos.

Ein ängstliches Wiehern aus der Ferne als Antwort.

Dann nichts mehr.

Als Mirra aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht,

sieht sie sich, eingehüllt in grobe Wolldecken, im Sande liegen.

Und um sie herum eine Masse wettergebräunter Felsbergegestalt.

Mit einem Schrei springt sie empor.

„Orlando! Wo ist Orlando!“

Ein verrunzelter Alter deutet auf eine ebenfals in Decken gewickelte, lang ausgestreckte Gestalt.

„Tot?“

Wie der Aufschrei einer zu Tode gemarterten Seele zittert er über die Wasser.

Sie wirft sich über die stille Gestalt. Sie umfängt sie mit ihren Armen. Sie betastet in wahnsinniger Angst das bleiche Gesicht, die kalten Hände.

Und ein Jubelruf dringt von ihren Lippen.

„Er lebt! Er lebt! Dank Dir, Gott!“

17. Kapitel.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schreckensnachricht von dem Untergang des „Re Umberto“ im Lande.

Nur wenige Passagiere wurden wie durch ein Wunder gerettet. Die meisten von ihnen, sowie die ganze Mannschaft, an ihrer Spitze der Helmschiffkapitän, dessen mächtige Gestalt bis zum letzten Augenblick auf der Kommandobrücke sichtbar war, fanden den Tod in den Wellen.

Als der Oberst San Martino sein treues Weib, seine geliebte Tochter wieder in die Arme schließt — da stürzen ihm die Tränen aus den Augen. Und der alte Handegen schämt sich nicht dieser heißen Freudenstränen.

Orlando hat Mirra nach Capri begleitet. Fester denn je fühlt er sich mit ihr verbunden, nach jener armenwilligen Nacht, da beide sich dem Tode verfallen glaubten und doch mit so brennender Sehnsucht nach dem Leben verlangten.